

Das Lotterielos.

Caramba! Noch nie in seinem Leben hatte er auch nur einen Augenblick daran geworfen, daß er in der Lotterie gewinnen würde, und dabei hatte er noch niemals ein Loos begehrt. Er war nämlich sehr glücklich, unter Freund Jos Bomba, und da er alles, was das Leben ihm brachte, von der besten Seite zu nehmen verstand, war er auch stets fröhlich und guten Muthes. Seines Zeichens war er Geheiß im Barbierladen des Don Simon Pefetero in der guten Stadt Talavera, und nahm ihn sein Beruf nicht in Anspruch, dann verbrachte er seine Zeit damit, Lustschlösser zu bauen und sich in seinen Träumereien als den Besitzer unermeßlicher Reichthümer vorzustellen. Um sich diese aber zu erwerben, that er indessen nichts, sondern ließ ruhig das Schicksal seinen Gang gehen; war er doch felsenfest davon überzeugt, daß er eines Tages mit seiner geliebten Frasquita zusammen reich und glücklich sein würde.

Alles endlich besuchten ihn zwei oder drei Gesinnungsgenossen in seinem Barbierladen. Der eine brachte seine Gitarre mit, Don Simon entfaltete das Madrider Journal, auf das er abonniert war — es war das ein schmerzliches Opfer, das er seinem Wissensdurst brachte — und bei dem Schein einer blutenden Kerze wechselte das Vorlesen der Tagesneuigkeiten mit den Klängen der Gitarre ab, wobei unzählige Zigaretten gebräut und geraucht wurden.

Als aber eines Abends der Barbier, die Brille auf der Nase, und bequem in seinem Sessel zurückgelehnt, seinen aufmerksam Zuhörern die neuesten Nachrichten über das letzte Pronunciamento vorlas, brach er plötzlich ab und wurde freideweis.

„Was ist Dir, Simon? Was sehest Du?“ fragten ihn seine erschauerten Freunde.

Simon erhob sich rasch. „Nichts, gar nichts“, antwortete er. „Das Leben hat mich nur müde gemacht. Hebräisch steht auch weiter nichts Interessantes in der Zeitung.“ Er stand auf, streckte und dehnte sich, ging ein paarmal durch den Laden, und als er dann Frasquita erblickte, die ihrer Gewohnheit gemäß auf den zum Laden führenden Treppen stand, um etwas frische Luft zu schöpfen, trat er auf sie zu und in dem sanftesten Tone, dessen seine treisprechende Stimme fähig war, sagte er zu ihr: „Liebe Frasquita, Du solltest herkommen und zu Bett gehen. Es ist kühl draußen, und Du könntest Dir einen Schnupfen holen.“

Das größte Erstaunen malte sich auf Aller Gesicht. Seit Mendicantengedenken hatte man den alten Pefetero nie so zu einem Untergebenen sprechen hören. Frasquita selber war wie vom Schlage getroffen, so erschreckt, daß sie glaubte, er mache sich über sie lustig. In größter Eile lief sie nach ihrer Kammer. Sie hatte aber noch nicht die Treppe erreicht, als Don Simon sie wieder zurückrief.

„Und ich hab' mir auch überlegt, Frasquita mia“, fuhr er fort, „daß Du des Morgens zu früh aufstehst. Du bist noch in dem Alter, da man viel Schlaf haben muß. Von jetzt an, Kleine, brauchst Du vor fünf nicht aufzustehen; es genügt, wenn Du um sechs untern bist.“

Worauf Frasquita davon lief und Don Simon sorgfältig die Zeitung, die er nicht aus den Händen gelassen hatte, zusammenlegte. Für den Gitarrenspieler und seine Freunde war dies das Zeichen, daß er allein zu sein wünschte. Sie verließen den Wirth und verabschiedeten sich, wobei sie einander verständnißvolle Blicke zuwarfen. Der Tag verlief ruhig, wie er sonst fürchten mußte, seine ganze Kundschafft zu verlieren. Aus Mache überhäufte er Frasquita mit allerlei Schmähungen, Beleidigungen und Sticheleien über ihre Ungeschicklichkeit, die diese geduldig hinnahm. Keine er über den Rücken, dann gab sie ihrer Verherrlichung für ihn dadurch Ausdruck, daß sie sich mit Daumen und Zeigefinger an ihren kleinen Ohren juspte. Das ist in Spanien dasselbe, als wenn man in Deutschland Jemandem zum Hofn eine „lange Nase“ macht.

der Tafel, rannte Frasquita davon. Noch fröhlicher war sie am nächsten Morgen, und als bald darauf der Karneval nahte, der ihr einen freien Tag brachte, war sie so lustig und ausgelassen wie ein junger Kobold. Nach Herzenslust vergnügte sie sich, tanzte wie ein Kreisel, that sich glücklich an in Delgedankenen Kuchen und gebröselten Pastanien, ließ sich die schönen Valencianische Rüsse gut schmecken und vergaß auch den heiligen Kochus, den Schutzpatron der Gegend, nicht, vor dessen Bildsäule sie drei Kerzen brannte, damit Jose glücklich von den Soldaten zurückkehre und ihr Erfüllung aller ihrer geheime Wünsche würde.

Bald darauf — seit drei Jahren hielt bereits Jose an der Nordgrenze seines Vaterlandes treue Wacht — verdrötelte sich plötzlich im Fleden das Gerücht, daß Simon Pefetero seinen Verstand verloren habe. Ein Gerücht, das, wie wir bald sehen werden, vollkommen unbegründet war. In Talavera interessirte man sich sehr für Politik, und auch Don Simon machte von dieser — allgemainen Regel keine Ausnahme.

Allenfalls besuchten ihn zwei oder drei Gesinnungsgenossen in seinem Barbierladen. Der eine brachte seine Gitarre mit, Don Simon entfaltete das Madrider Journal, auf das er abonniert war — es war das ein schmerzliches Opfer, das er seinem Wissensdurst brachte — und bei dem Schein einer blutenden Kerze wechselte das Vorlesen der Tagesneuigkeiten mit den Klängen der Gitarre ab, wobei unzählige Zigaretten gebräut und geraucht wurden.

Als aber eines Abends der Barbier, die Brille auf der Nase, und bequem in seinem Sessel zurückgelehnt, seinen aufmerksam Zuhörern die neuesten Nachrichten über das letzte Pronunciamento vorlas, brach er plötzlich ab und wurde freideweis.

„Was ist Dir, Simon? Was sehest Du?“ fragten ihn seine erschauerten Freunde.

Simon erhob sich rasch. „Nichts, gar nichts“, antwortete er. „Das Leben hat mich nur müde gemacht. Hebräisch steht auch weiter nichts Interessantes in der Zeitung.“ Er stand auf, streckte und dehnte sich, ging ein paarmal durch den Laden, und als er dann Frasquita erblickte, die ihrer Gewohnheit gemäß auf den zum Laden führenden Treppen stand, um etwas frische Luft zu schöpfen, trat er auf sie zu und in dem sanftesten Tone, dessen seine treisprechende Stimme fähig war, sagte er zu ihr: „Liebe Frasquita, Du solltest herkommen und zu Bett gehen. Es ist kühl draußen, und Du könntest Dir einen Schnupfen holen.“

Das größte Erstaunen malte sich auf Aller Gesicht. Seit Mendicantengedenken hatte man den alten Pefetero nie so zu einem Untergebenen sprechen hören. Frasquita selber war wie vom Schlage getroffen, so erschreckt, daß sie glaubte, er mache sich über sie lustig. In größter Eile lief sie nach ihrer Kammer. Sie hatte aber noch nicht die Treppe erreicht, als Don Simon sie wieder zurückrief.

„Und ich hab' mir auch überlegt, Frasquita mia“, fuhr er fort, „daß Du des Morgens zu früh aufstehst. Du bist noch in dem Alter, da man viel Schlaf haben muß. Von jetzt an, Kleine, brauchst Du vor fünf nicht aufzustehen; es genügt, wenn Du um sechs untern bist.“

Worauf Frasquita davon lief und Don Simon sorgfältig die Zeitung, die er nicht aus den Händen gelassen hatte, zusammenlegte. Für den Gitarrenspieler und seine Freunde war dies das Zeichen, daß er allein zu sein wünschte. Sie verließen den Wirth und verabschiedeten sich, wobei sie einander verständnißvolle Blicke zuwarfen. Der Tag verlief ruhig, wie er sonst fürchten mußte, seine ganze Kundschafft zu verlieren. Aus Mache überhäufte er Frasquita mit allerlei Schmähungen, Beleidigungen und Sticheleien über ihre Ungeschicklichkeit, die diese geduldig hinnahm. Keine er über den Rücken, dann gab sie ihrer Verherrlichung für ihn dadurch Ausdruck, daß sie sich mit Daumen und Zeigefinger an ihren kleinen Ohren juspte. Das ist in Spanien dasselbe, als wenn man in Deutschland Jemandem zum Hofn eine „lange Nase“ macht.

So ging das eine lange Zeit, bis eines schönen Morgens Frasquita in größter Eile zum edlen Don kam und ihn um einen Voransch auf ihren Lohn bat.

„Zwanzig Francs, Senor, wenn Sie so aut sein wollen.“ bat sie, „ich brauche sie sehr nothwendig.“

„Zwanzig Francs, Du kleine Verschwenderin, Du faule Kreatur! Und wozu brauchst Du denn das viele Geld?“

gelegenes, hübsch ausgestattetes Geschäft mit fester Kundschafft, wie Du ja selber am besten weis, und — kurz — ich will Dich heirathen.“

Bei diesem unerwarteten Antrage gähnte Frasquita in den Boden sinken zu müssen. Die Aussicht war gewiß nicht verlockend, 80,000 Francs waren aber ein hübsches Vermögen. Jedoch nicht daran, sondern an Jose dachte sie.

„Wollen Sie mir eine Woche Bedenkzeit geben?“ fragte sie.

„Acht Tage? Meinethwegen. Aber nur unter einer Bedingung: Während dieser Frist darfst Du mit Niemandem darüber sprechen. Ich fürchte, man könnte Dich beeinflussen, und ich will, daß nur Dein Herz Dir rathen soll.“

„Einverstanden“, erklärte Frasquita.

Das junge Mädchen hatte wohl zugefagt, während dieser acht Tage mit Niemandem darüber zu sprechen; daß sie aber auch Niemand deswegen schreiben sollte, davon war keine Rede gewesen. Sie schrieb daher an Jose, der ihr getreuen seinen Grundfagen antwortete:

„Laß nur das Schicksal seinen Gang gehen, Frasquita.“

Und das, daß sie denn auch und sagte: „Ja.“ Bereits nach ein paar Tagen konnte die Hochzeit stattfinden, da dank der offenen Hand des Bräutigams sich alle Formalitäten rasch erledigten.

Die ganze Stadt war sich darüber einig, daß Simon thatsächlich verrückt geworden war, und in ihrem Glauben wurde sie noch mehr bestärkt, als Simon darauf bestand, daß durch gegenseitigen Vertrag er Frasquita und sie ihm ihr gesamtes gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen abtreten sollte.

„Es ist das nur für alle Fälle“, erklärte Don Simon, „man weiß ja nicht, was vorkommen kann.“

Frasquita lachte und unterzeichnete diesen Vertrag „für alle Fälle“, was auch Don Simon that. Dieser ließ alle über sich lustig machen und hielt seinen Mund bis zum Abend des Hochzeitsabends. Als er dann mit Frasquita unlöslich verbunden war, fragte er sie so ganz beifällig:

„Sag' mir doch, Schatz, Du hastest Dir doch mal ein Lotterielos gekauft, und zwar Nr. 5555, glaube ich. Was hast Du denn damit gethan?“

„Was ich damit gethan habe?“ wiederholte Frasquita. „Nichts. Ich hab's ja gar nicht gekauft und wollte es auch gar nicht kaufen. Es war nur ein Vorwand, um mir die zwanzig Francs geben zu lassen, mit denen ich mich auf dem Karneval amüsiren wollte.“

Das Licht im Moor.

Eine Venngegeschichte von Nanny Lambrecht.

Auf dem Vorphügel taucht die Vennfrau, dreht die Blende am das Laternenlicht, daß nur durch eine Ritze der blaue Schein herausströmt, und düstler und todtraurig hoch neben ihr die Moornacht.

Sie wartet; sie hatte schließlich nur den einen Sohn. Einmal würde er irgendwo zu Tode kommen, in den Sumpfen oder vor dem Gewehrlauf. Sie wollte ihn davor bewahren, so lange es ging. Auf seinen geheimen Schmuggelwegen schlich sie ihm nach, und wo die Gefahr für ihn lag, ein Sumpf oder ein Grünrod im Versteck war, da ließ sie das Licht im Moor leuchten, fast unmerklich für die andern, kenntlich nur für ihn.

Sie hält den Athem an und horcht. Ein Flüßchen von mehreren Stimmen knistert zu ihr her. Sie versteht nichts, aber sie fühlt's, was sie vorhaben, sie kennt jeden Fußpfad im Venn. In weitem Bogen führt einer um die verstopfte Gegend. An einer Stelle schnitt er plötzlich ab. Da war die gewaltige breite Wassermulde. Sie hatte sie mit austorfen helfen, und dann floß das humusaurere Grundwasser hinein und bildete einen tiefen, traurigen, schwarzen See.

Und nun folgerte sie: der Fußpfad ist sicher, da werden sich die „Kontrollars“ aufstellen, rund um sein Versteck im Sumpfdickicht — nur an der einen Seite, wo die dunkle Fluth kluft, ist kein Wächter von Wöthen. Dieser Wächter mochte offen bleiben, es war ein Grab, ein tiefes, schauriges, nasses.

Und diese Richtung wird ihr Sohn nehmen!

Ihre Mundwinkel reißt's in jähem Entsetzen herunter, vornüber fällt sie und liegt auf Händen und Knien und fixiert in das Dunkel, und mit weit-offenem Munde sieht sie den Athem aus, als wär's ihr letzter, ihr Sterbefeußer. Und dann hat sie auf, sie muß ihn warnen. Von der ausgestorften Stelle weicht er nicht. Die wurde gestochen, als er jenseits der Grenze die Schmutzwaare zusammenbrachte. Er wird sie für eine der gewöhnlichen Mulden halten, aber sie weiß, wie gefährlich und tief sie ist.

Langsam taft sie weiter, die Lichter tanzt wie ein Jreidli auf ihrem Wege. Nun steht sie vor dem weiten Tümpel. Sie erinnert sich, daß zwei Mulden hier zusammenfloßen. Das immer höher steigende Wasser überschwemmte die Grenzschiede, und so wurde der große, schwarze, traurige See im Moor. Aber die Scheide mußte noch da sein, und auf dieser konnte sie den Sohn hinüberführen.

Sie sucht den Rand ab und sentt Dorflicht hinab. Ueberall die Diefen, das Grundlose und der fluchende Drei und dann gewinnt sie Untergrund und waagt den festen Schritt hinein. Um die Fußstöße scheidt ihr das kalte, pridelnde Muddewasser. Ein Krampf schießt ihr in die Ader; aber die Fühne leiht sie aufeinander, und mitten hinein geht sie. Das Wasser schlägt ihr um die Hüften. Das Blut drängt zu dem alten, verknöcherten Herzen und jetzt sie in Athemnoth. Bedächtig öffnet sie die Blende, und klar und blank und leuchtend schießt das Licht über die dunkle, schwarzglänzende Fluth. Ein leises Gurgeln und Schlumpfen unter ihr! Die spitzen Lichtstrahlen stecken hinunter bis auf den nachtschwarzen Grund und zaubern eine dämmerige, phantastische Welt herauf.

Die Muddenträger sind hoch genug, um die Wächter nicht auf den Lichtschein aufmerksam zu machen. Aber kalt und eiskalt ist der dunkle Grund. In den heißen Hürtigard frißt sich der saure Humus ein und zieht ihr fast die Hüften herunter. Eine Wasser-spinne webt mit jähem Sprung in den Lichtkreis und kreuz und quer über die glatte Fläche.

Wo er nur bleibt?

Sie reißt den Arm und hält die Laterne höher. Hier will sie stehen und steif werden und im Moorgrund einfrieren, wenn er nur kommt und an der gefährlichen Diefen vorbei den Weg zu ihr findet. Die Gestirte scheidt ihr bis ins Mark der alten Knochen. So könnte der Tod an ihr herausfließen und das banglospende Herz zum Stillstand bringen, ohne daß sie es merkt und fühlt. Sie strafft die Brust mit der Wunderkraft der Mutter-See, steht und erstarrt und treibt den Arm, daß die Knochen knaden — und das Licht im Moor leuchtet, und still und geheimnißvoll walt um sie die Fluth unter heftigen Windstößen. Aber sie lächelt; er wird ja kommen!

Ihre hieren Blide suchen im Moordunkel. Argwando muß da sein angitvolles Gesicht aufsuchen. Er baut so sicher darauf, daß seine Mutter da ist, wo die Gefahr für ihn liegt. Dahin hat sie der Herrgott gestellt, der liebe, sanfte, geduldige Herrgott, der dem Venn seinen eigenen Himmel gibt, grau und herb wie seine Besondner.

über ihr schließt sich die Fluth. Steif und klar ragt noch der Arm heraus. Der Wind rasfelt gegen die Laternenblätter... ein Rud... zischend ersticht die Flamme im dunklen Grundwasser. Und tiefe, dunkle Stille ringum — Aus dem Ginstler schlüpft einer! Dort war das Licht. Dort wartet sie auf ihn. Sie hörte ihn kommen und schob die Blende vor, ja, so ist's. „Mam!“

War sie zu weit in der Mulde, daß sie ihn nicht hört? Er sondirt und findet festen Boden. Nun muß er bei ihr sein. Seine Arme streckt er aus — nichts! Er strauchelt; etwas Steifes, Holzernes verperrt ihm den Weg. Was ist's? Er greift unter dem Wasser zu... Ein Arm! Darmberziger Gott! Nun langt er tief hinunter... da rutscht ein Körper schwer und wuchtig die Scheibe hinab, und Scherben klirren und knittern und lönen. Tief im Grund — tief in der Stille! Wie einer begrabenen Glode lehter, schriller Ton

Der graue Morgenbunt rinnt in den sahen Dämmer. Da sieht er noch immer an der steilen Böschung und starrt in den tiefen, traurigen See und horcht, ob's einmal noch wieder töne aus der tiefen Stille, so, als wär's ein Gruf... Dann kommen sie und legen ihm die Hand auf die Schulter im Namen des Gesehes.

Und er nickt und steigt mit ihnen ins stille Wallonenthal hinunter. Und für immer ist das Licht im Moor verlöscht.

Eisbärin auf der Jagd.

Unter den wilden Thieren, welche regelrechte Jagderpeditionen gegen andere Thiere unternehmen und durch geduldige Berechnung sich dabei noch mehr auszeichnen, als durch schnellen Angriff, ist der Eisbär oder Polarbär entsehig eines der bemerkenswerthsten.

Folgendes Bild von einem Jagdausflug einer Eisbärenmutter in Alaska ist von einem Nimrod und gutem Beobachter frisch nach dem Leben entworfen:

Die wiederkehrende Sonne hatte zegeres Leben in die Eisfelder gebracht, und die alte Eisbärin nutzte die günstige Zeit zur Ausübung ihres Waidwerks tüchtig aus. Ihr Junges reis dicht hinter ihr her, trotz sie, hohe Eis-schollen fort und fort als Dedung benutzend, so lautlos wie fallender Schnee umher. Nicht einmal ein Schatten von ihr war für ihr Opfer bemerkbar. Mitunter wurde diese Stilljagd rasch durch Erfolg belohnt, besonders wenn eine unerfahrene Robbe so thöricht war, sich nahe bei einer Eis-scholle längere Zeit zu sonnen, oder wenn ein anderes Opfer halb-schlafend auf einer Felsklippe übernachtet werden konnte. Dann und wann auch türzte sich die Alte blitzschnell in das Wasser und hatte im nächsten Augenblick einen hellglänzenden Fisch auf dem Eis gelandet, — eine angenehme Abwechslung für die Robbenfleisch-Diät. Aber auch Vögel mußten gelegentlich zur Abwechslung herhalten; gegen einen Heberausungsprung halfen ihnen ihre Flügel nicht.

Es war ein ergiebiger Jagdtag auf den Eisfeldern und in den Fluthen, und die Eisbärin konnte reichlich und mannigfaltig den zwar großen Appetiten genügen, die sie zu stillen hatte: ihren eigenen und den ihres kräftigen und gefähigen Jungen.

Aber am anderen Tage war es mit dem Jagdglück viel maqerer bestellt; die Robben waren ungewöhnlich selten, die Vögel ganz besonders ruhelos, und die Fische blieben mit großer Hartnäckigkeit dem Gesehe fern; daher nahm die Versorgungsfrage die ganze Erfinderichkeit und Ausdauer der Bestienmutter in Anspruch.

Waren Mooslöcher in der Nähe, so vermachte sie auch die Gelegenheit zu einem unblutigen Bankett nicht. Doch sie vergaß keinen Augenblick, daß sie auf der Jagd war. Weit draußen auf einem nackten schmalen Vorsprung des Eisfeldes, der sich in die See erstreckte, ruhete eine ganze Gruppe Robben; das Auge der Bärin erspähte sie rasch, aber sie hatte absolut keine Aussicht, unbedacht auf dem Vorsprung ihnen näher zu kommen. So ließ sie sich an einer, etwas abseits liegenden kleinen Bucht in das Wasser gleiten und schwamm, die Richtung stets im Auge behaltend, auf die See hinaus, sich so weit unter dem Wasser haltend, daß nur die Spitze ihrer Schnauze sichtbar blieb.

Dieses sich bewegende Pünktchen auf dem Wasser konnte selbst dem argwöhnischen Auge nicht auffallen. Es konnte eben so gut ein Stückchen Eis mit etwas angefrorenem Seegras sein, oder ein Wischen treibendes Moos; nur ein sehr gewiegt Beobachter mochte aus der stetigen Bewegung dieses Pünktchens, ohne Rücksicht auf Wogen und Wind, schließen, daß es denn doch etwas Anderes sein mußte. Die Robben aber hatten keine Ahnung irgend welcher Gefahr von der See her und sonnten sich gemächlich weiter.

In nochberechneter Entfernung von ihnen füllte die Bärin ihre Lungen mit Luft, verschwand dann ganz unter der Oberfläche, schwamm mit aller Eile vorwärts, erhob sich unmittelbar am Rande des Eises und schoß mit der unheimlichen Sicherheit des Bergängnisses auf die nächstrobbe los, sie mit ihrer mächtigen Labe niederzschlagend, aber irgend eines der Thiere wachte, von welcher Richtung das Verderben über sie gekommen war! Die zottige Diana und ihr Junges konnten wieder königlichen Schmaus halten.

Das Schmerzengeld.

Bauer (zu einem Sonntagjäger): „Wann gehn's denn wieder auf die Jagd, gnäd' Herr, i brauch' schon an paar neue Stiefel.“

Seine Erbarmen.

A.: „Sie haben sich also wirklich das Rauchen abgewöhnt?“ B.: „Jawohl, aber jetzt raucht meine Frau.“

Passende Declaration.

Dichter: „Wie soll ich diese Gedichte per Post erpediren, als Paket oder Brief?“ Postbeamter: „Als Muster ohne Werth!“

Schlechter Einlauf.

A.: „Laß Dir gratuliren, alter Schwabe, Du bist also nun auch in den Hasen der Ehe eingekauft?“ B.: „Allerdings — aber auch gleich — gestrandet!“

Ein ungezogener Junge.

Mama: „Rudi, Du bist sehr ungezogen, sieh mal wie sich Malchen, Hannchen und Lieschen aufführen.“ Rudi: „Ich bitte Dich, liebe Mama, hör' mir mit dem Weißbrot auf.“

Venecia.

Richter (im Kaufprozess): „Sie haben bei der Kauferei eine besondere Röhheit an den Tag gelegt, indem Sie Ihrem Gegner ein Ohr und die halbe Nase abhießen. Dafür hat Sie der Gerichtshof mit neun Monaten Gefängniß bestraft!“ Angeklagter: „Wieviel kommt da auf die Nase?“

Falsche Auffassung.

Münchener: „Ja mei', alles wird halt theurer und jetzt fang'n gar mit d' Würst a on!“ Berliner: „Aber, lieber Freund, det is doch gar nich anders möglich bei den Viechpreisen!“ Münchener: „Recht ham's, die Viechpreußen san an allem schuld!“

Vergeltlich.

„Warum tragen Sie zwei Regen-schirme mit sich?“ „Wissen Sie, meine Frau ist so vergeltlich und da es regnerisch war, habe ich auch ihren Regenschirm mitgenommen, meine Frau aber selber zu Hause vergessen.“

Ein Heisiger.

„Zu nem Bild gehören drei Leut'. Einer, der's malt, Einer, der's benennt, und Einer, der's kauft. Na, benennen thut meine Bilder mein Freund, der Philosoph. Kaufe thut sie mein Schwiegervater. Wenn ich jetzt nur noch einen fand', der sie malen wollt'!“

In Patewahl.

„Aber warum fagen Sie immer Catewahl, geschrieben wird es doch Catewahl; man sagt doch auch immer Patewahl und nicht Patewahl.“

Saligsprüche.

„Haben Gnädigste schon einmal die Nothsteine gezogen?“ „Sind Gnädigste schon einmal an den Unrechten gekommen?“ „Geben gnädiges Fräulein schon mal den Bod zum Gärtner gemacht?“

Bedenkliches Krankheitszeichen.

„Frau Wirthin, kommt denn der Herr Amtsrichter gute nicht?“ „Nein, Herr Rath, der ist krank, er hat sich eben die vierte Maß nach Hause holen lassen!“

Tarum.

Gast: „Herr Wirth, Ihr Wein schmeckt aber stark nach Wasser.“ Wirth: „Der Wein ist gut. Ihren laßt wohl nur das Wasser im Munde zusammen beim Anblid der Wirthin, die der Herr dort drüben verpöht.“

Ein isglamer Patient.

Arzt: „No, haben Sie meinen Rath befolgt und das Wirthshaus gemieden?“ Patient: „Gewiß, Herr Doctor. Hebräisch habe ich dabei die Bestellung gemacht, daß das Bier zu Hause auf ganz gut schmeckt!“

Ueberhand Hochachtung.

Leutnant (im Wallenstein lesend): „Der Soldat allein ist der rechte Mann!“ Doch eigentlich ganz famoser Kerrel, der Schiller! Jarnich jedacht, daß son Zibil Kapte so was Schandiges schreiben könnte!“

Kinderrund.

Frau Meyer: „Denten Sie, mein Mann wollte zu Anfang gar nichts von dem Ball wissen — er sagte mir, es koste ihm zu viel.“ Frau Schulz: „Und was verlockten Sie darauf?“ Die kleine Gertrud: „Die silbernen Löffel.“

Der Postoffheld.

„Herrgott, im Vertrauen auf die Richtigkeit der Prophezeiung, daß heute Nacht um zwölf Uhr die Welt untergehen würde, habe ich so lange im Wirthshause zu bleiben gewagt — und nun geht sie nicht unter!!!“

Vergeltlich.

Abbotat: „Das ist alles recht, aber im Gesehbuch steht, daß man selbst, wenn man beleidigt wird, nicht das Recht hat, Dfrefreien zu geben.“ Klient: „Ja, Herr Doctor, i hab' keine Zeit dazu gehabt, das Gesehbuch nachzublättern.“